



Hachim Bacar alias Moris Beat ist etwa zehn Jahre alt, als er die Musik für sich entdeckt: Statt auf der Straße abzuhängen, inspiziert er lieber die Instrumente seines Onkels.

Das große Leuchten

Im Musikgeschäft geben Afrobeats momentan den Ton an. Die Hits kommen aber nicht nur aus Afrika, sondern auch von der Diaspora in Europa. Moris Beat, ein junger Künstler mit komorischen Wurzeln aus Marseille, gehört zu den erfolgreichsten Beatmakern Frankreichs

GIORGIA GRIMALDI

Was willst du mit Musik? Komm, ich zeig dir, wie du hier Geld machst.« Solche Sätze hat Hachim Bacar alias Moris Beat früher oft in seinem Viertel gehört. Als Dealer oder als Späher beginnt man hier schon früh mit kleinen Jobs und kauft sich von dem ersten selbst verdienten Geld Statussymbole, etwa echte Marken-Sneaker von Gucci oder Prada.

Im Zentrum Marseilles, nur wenige Minuten von Hauptbahnhof und Altem Hafen entfernt, liegt die Siedlung Félix Pyat. Sie gehört zum dritten Arrondissement der Mittelmeerstadt, in der 55 Prozent der Menschen unterhalb der Armutsgrenze leben. Damit ist Félix Pyat laut dem französischen Statistikinstitut Insee das ärmste Viertel Frankreichs. Grau-gelbe Wohnblöcke prägen hier das Bild. In vielen Wohnungen fehlen Fensterscheiben, stattdessen sind die klaffenden Löcher mit Plastikfolien, Klebeband oder ähnlichen Provisorien geflickt. In den Gebäuden, die bis zu 20 Etagen zählen, sind die Aufzüge meist kaputt. Für einige Bewohner*innen ist die Lebenssituation nicht nur prekär, sondern auch gesundheitsschädlich: Permanenter Schimmelbefall gehört zum Alltag, Kakerlaken und Ratten bahnen sich ihren Weg durch die maroden Wände. Für die Stadtverwaltung ist das nichts Neues, aber hier ändern sich die Dinge eben nur langsam.

Unter diesen Bedingungen ist nicht die Polizei der Freund und Helfer, sondern die organisierte Kriminalität. Sie bringt Geld ins Viertel und Essen auf den Tisch. 40 Euro gibt es im Schnitt für eine Nachtschicht als Dealer. Stellt man die eigenen vier Wände im Falle einer Razzia als Versteck zur Verfügung, gibt es 50 Euro direkt auf die Hand. Polizeiberichten zufolge erwirtschaftet diese Siedlung, die eigentlich nur aus einer einen Kilometer langen Straße besteht, einen

Tagesumsatz von 5000 Euro allein mit Drogengeschäften.

Doch das Viertel hat mehr zu bieten. Wer einen genaueren Blick in die Hinterhöfe wirft, stellt schnell fest: Hier schlummern unentdeckte Talente. »Die Kriminalität war da, um mich herum«, so Bacar. Ich kannte viele, die das machten, aber unsere Wege trennten sich. Die Musik hat mir eine Alternative gegeben.«

Hachim ist etwa zehn Jahre alt, als er die Musik für sich entdeckt. Statt auf der Straße rumzuhängen, inspiziert er lieber die Instrumente seines Onkels. Er zapft zunächst an dessen Gitarre, aber vor allem das Klavier hat es ihm angetan. »Ich habe mich schon immer für Musik interessiert und mich gefragt: Wie funktioniert das? Wie funktionieren Melodien?« Sein Onkel ist auch derjenige, der ihm zum ersten Mal ein Programm zum Komponieren zeigt. Danach übt er allein weiter, vertraut auf sein Gespür, das er zu entdecken beginnt. Es fehlt zwar an finanziellen Mitteln, doch der kulturelle Reichtum, der ihn umgibt – Einflüsse Nordafrikas, der Komoren und der Kapverden –, ist sein Startkapital.

Musikrichtungen und Tanzstile wie Ndombolo, Kuduro oder Azonto bilden die Basis für seinen Einstieg in die Welt der Afrobeats – zeitgenössische afrikanische Musik, die sich mit anderen Genres wie House, Hip-Hop, Dancehall, RnB vermischt.

Seine kompositorischen Anfänge macht der Autodidakt im Alter von 13 Jahren und veröffentlicht sie via Soundcloud – Hachim Bacar wird zu Moris Beat. Mit 18 Jahren kennt ihn gefühlt ganz Marseille, nicht sein Gesicht, aber seine Musik. Heute inspirieren ihn neben angolanischen und komorischen Sonoritäten auch portugiesischer Afro-House und Sounds aus Brasilien. Und das kommt gut an: Mehr als elf Millionen Tiktoker*innen tanzen weltweit zu den Rhythmen des 23-Jährigen. Künstler*innen aus verschiedenen Ecken der Welt fragen ihn an, wollen seine Beats für ihren nächsten Song.

»Die Kriminalität war da, um mich herum. Ich kannte viele, die das machten, aber unsere Wege trennten sich. Die Musik hat mir eine Alternative gegeben.«

Moris Beat

Der Auftakt zur internationalen Karriere kam unerwartet. Der Song »Kupe«, den Moris Beat 2018 für A-Star produziert, eine Größe der UK-Afrobeat-Szene in London, wird ein Hit. Über 30 Millionen Mal wird das Video bei Youtube aufgerufen und entwickelt unter dem Hashtag #kupechallenge eine Eigendynamik in den sozialen Netzwerken, die unzählige Menschen weltweit zum Tanzen bringt und bis heute anhält.

Dieser Medienhype erreicht auch die Queen of Pop: Als Beyoncé bei einem Auftritt im westindischen Bundesstaat Rajasthan mit ihrem Ensemble zu tanzen beginnt, mischt sich unter die Melodie von »Who runs the world« klar erkennbar die Melodie von »Kupe«. A-Star schreibt dazu am 10. Dezember 2018 auf seiner Facebook-Seite: »Mein Traum ist wahr geworden. Beyoncé tanzt zu »Kupe! Gott, das kannst nur du sein!«

Und sie ist nicht die Einzige, die das Potenzial des Genres erkannt hat: Bei den großen Popstars gehören Afrobeats längst zum guten Ton, Features mit Burna Boy, dem aktuell erfolgreichsten Künstler Afrikas, sind gefragter denn je. Enzo Wilson, Choreograf, langjähriger Freund und Geschäftspartner von Moris Beat, bestätigt: »Früher konnte man afrikanische Musik im Radio nur in Sondersendungen hören, beispielsweise während einer Late-Night-Show am Montagabend. Heute sind Afrobeats aus den Charts nicht mehr wegzudenken.«

Warum das so ist, darauf hat der nigerianische Musiker Wale eine klare Antwort. Neben dem guten Gefühl, das die tanzbaren Rhythmen mit Ohrwurm-Potenzial bei vielen Leuten auslösen, gibt es einen ganz bestimmten Grund, warum die Afrobeats so erfolgreich sind: »Das Internet. Das ist heute eine Welt, ein Slang. Kids aus Harlem können Jugendliche aus Uganda oder Nigeria sehen, die neue Tanz-Trends setzen.«

Doch auch wenn das Geschäft mit afrikanischen Künstler*innen heute so richtig boomt, sei das Phänomen an sich nichts Neues. »Afrika hat die Welt schon immer be-

einflusst. Es hat nur seine Zeit gedauert, bis es dafür auch Anerkennung bekommen hat.« Für Wale ist der Song »One Dance« von Drake und Wizkid der Wendepunkt, der den Einzug der Afrobeats in den Mainstream markiert.

Und obwohl die Afrobeats, anders als der Afrobeat (ohne »s«) der 70er Jahre – ein eigenes Genre, das der Künstler Fela Kuti prägte –, meistens nicht politisch motiviert sind, schwingt doch ein gesellschaftspolitischer Diskurs mit. »Der Erfolg von Afrobeats ändert das falsche Bild, das die Menschen von Afrika und afrikanischen Kulturen haben. Anstatt an die bekannten Klischees zu denken, denken sie jetzt an tolle Musik, Tanz, ausverkaufte Konzerte in Lagos«, erklärt der Musikproduzent Jillionaire.

Afrobeats leisten also mehr, als nur die Menschen zum Tanzen zu motivieren. Sie sprengen die lange gefestigten Gatekeeper-Strukturen der Poplandschaft, schaffen Sichtbarkeit für eine benachteiligte Künstler*innengruppe, setzen Trends, die von der ganzen Welt gefeiert werden, und demokratisieren die Musikindustrie.

Das hat auch Moris Beat verstanden und macht sein Viertel zur Talentschmiede. Um anderen einen Einstieg zu ermöglichen, hat der Musiker die Agentur MB Industry gegründet und zu diesem Zweck ein Musikstudio im dritten Arrondissement Marseilles eröffnet. Somit ist er heute nicht mehr nur ein Künstler, sondern auch Manager, der andere Sänger*innen und Tänzer*innen fördert. Er lässt professionelle Videos von ihnen aufnehmen, nimmt im Studio ihre Lieder auf, teilt seine Reichweite mit ihnen. Das jüngste Tanztalent, das er unter seine Fittiche genommen hat, ist gerade einmal sieben Jahre alt. Für das Mucem, das bekannteste Museum der Stadt, produzierte er Anfang Dezember mit Tänzer*innen seines Labels einen Imagefilm. Neben seiner eigenen Karriere steht für ihn und sein Team ein noch größeres Ziel auf der To-do-Liste: »Wir bringen Marseille zum Leuchten.«